

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 2 (1907-1908)
Heft: 22

Artikel: Bruder und Schwester
Autor: Fischli, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747920>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Reiß dem Grame durch die Flügel!
„Laß der Jugend frei die Zügel!
„Schmerz und Sorge sind gewesen
„und im Glauben liegt Genesen!“

Goldner Chrysanthemenschimmer
flutet durch mein Krankenzimmer — (!!)

Das ist so die richtige oberflächliche und dilettantenhafte Reimerei, wie man sie kaum einem verseschreibenden Sekundaner verzeihen würde. Es fehlt eben Straßer in hohem Maße am nötigen Ernst für seine Aufgabe, an der Kraft und der Energie zu der innerlichen Verarbeitung des Stoffes, zur intensiven Konzentration und Verdichtung der Gefühle und Stimmungen, ohne die die Lyrik, abgesehen von Zufallsprodukten, stets ein Nichts bleiben wird. Das sucht er dann durch poetische Phrasen und Wortprunk, durch malerische Posen zu verdecken, wodurch die Sache aber um nichts klarer und anschaulicher wird, und nur kritiklose Leute für kurze Zeit zu berauschen vermag. Ausnehmen von diesem allgemeinen Tadel muß ich, außer dem schon erwähnten, zwei längere Gedichte des letzten Abschnittes, „Novelette“ und „Der Dank“. Straßer gibt sich hier viel natürlicher und schlichter als sonst und beschreibt in einem warmen, zum Herzen gehenden Ton innere und äußere Vorgänge. Man darf die beiden als die Besten des Buches hervorheben. Davon abgesehen aber muß man den vorliegenden Band als eine weder inhaltlich noch formal auch nur halbwegs über das Mittelmaß hinausragende Sammlung von Gedichten bezeichnen, die keineswegs Anspruch auf Bedeutung machen kann.



Bruder und Schwester.



Es war in der Dämmerstunde. Die Lampe brannte noch nicht in der behaglich erwärmten Stube. Draußen war schon der Mond am hellen Winterhimmel herausgestiegen und warf einen langen Lichtstreifen in das Gemach. Am Ofen saß ein junger Mann, der zu träumen schien, bald auch ein Scheit anlegte, bald mit der Ofenkrücke in den Gluten wühlte, während sich am Tisch inmitten des mäßig großen Zimmers

eine weibliche Gestalt bemerkbar machte. Das Gesicht war im Dunkel. Nur über den strickenden, feinen Händen lag das Mondlicht.

Die Beiden sprachen lange kein Wort. In die Stille herauf tönte der Lärm der Gasse, das Knarren von Wagenrädern, das Geflingel von Schlitten und das Gewirr von undeutlichen Stimmen. Zeitweise ward es ruhiger drunten. Dann war nur noch das heimelige Klappern der Stricknadeln zu hören.

Endlich fragte eine fast herbe Mädchenstimme: „Soll ich noch immer nicht Licht machen, Martin?“

„Meinetwegen“, antwortete der Bruder und rückte seinen Stuhl an den Tisch, indessen die Schwester die grünschirmige Hängelampe anzündete. „Willst du nicht etwas vorlesen, Martin?“ fragte sie. Sie hatte sich wieder gesetzt und zu stricken fortgefahren. Er stand auf, trat an den Bücherschrank und musterte die Bände, langte bald den einen, bald den andern herunter und blätterte darin.

„Ich bin so ganz und gar nicht zum Lesen aufgelegt, Ottilie,“ sprach er nach einer Weile, „laß uns lieber ein wenig plaudern.“

„Wie du willst, Martin.“ —

Er hatte sich wieder an den Tisch gesetzt, ihr gerade gegenüber, und sein Blick ruhte auf dem schmalen Goldreife, der an ihrer rechten Hand glänzte. Sie bemerkte dies und suchte augenscheinlich den Schmuck seinem Anblick zu entziehen. Da lehnte er über den Tisch und faßte ihre Hand. Sie ward tief rot. „Schon wieder eine Heimlichkeit,“ sprach er fast vorwurfsvoll; „übrigens ein kostbarer Ring. Natürlich von ihm, dem Unbekannten! Nun muß ich mir doch wohl bald eine Haushälterin suchen oder — eine Frau. Ich seh' es kommen, daß du mich eines Tages um lebenslänglichen Urlaub bittest.“

„Rede nicht so, Martin, es ist mir nur peinlich. Einstweilen kannst du getrost dein Junggesellentum weiterspinnen, und ich fürchte weit eher, daß mir eines Tages gekündigt werde.“

„Danke für die Beruhigung. Aber der Ring, der kostbare Ring, was ist's denn damit?“

„Es war wohl kindisch von mir, daß ich ihn anzog. Dies eine Mal bloß wollte ich sehen, wie er sich mache an meiner Hand und vergaß ganz, ihn wieder abzulegen. Daß ich's gestehe, ja, er ist von ihm; er gab mir ihn zum Geburtstage. Siehst du, so lange hab' ich ihn schon und hab' ihn nie getragen. Wozu auch? Ich werde ihn bald zurückgeben.“

„Er ist wohl reich?“

„Benigstens aus sehr guter Familie.“

„Und sehr gebildet?“

„Ja, das wohl. Wie kommst du darauf?“

„Es fiel mir längst an dir auf: Du sprichst so klug und einsichtig über manches und äußerst oft wahre — wie soll ich sagen — Männeransichten. Ich meine, das Wort ‚Mann‘ im besten Sinne genommen. Er scheint ein edler Mensch zu sein.“

„Er ist es, o, er ist es!“

„Hat er dir denn verboten, dem Bruder von ihm zu erzählen? Du bist so karg mit deinem Glück!“

„Nenn’ es nicht Glück, Martin, und schilt mich nicht karg. Ich dachte bloß, alles ist doch nur ein kurzer, törichter Mädchenwahn. Und ich bin ja kein so junges Mädchen mehr. Wozu hoffen und träumen? Das Erwachen ist um so leidvoller.“

„Du sagtest doch, er wäre ein edler Mensch; und doch traust du ihm zu, daß er dich verlasse?“

„Nicht so, Martin. Wenn er mich aber verlassen müßte, mich nicht haben könnte?! Gewiß, er ist ein edler Mensch, der beste; aber sagte ich nicht, daß er aus sehr gutem Hause wäre?“

„Das heißt?“

„Er ist seiner Familie gewisse Rücksichten schuldig; sein Vater nimmt eine hohe Staatsstellung ein und ist ein weitbekannter und hochgeehrter Mann.“

„Aber dennoch . . .“

„Sag nicht dennoch. Es gibt hier kein ‚dennoch‘. Ein Verhältnis mit einem Mädchen aus ehrloser Familie bedeutet für ihn Bruch mit den Seinen. O, er hat mir’s gesagt, er scheue nicht die Armut des geliebten Mädchens, er lasse sich’s nicht anfechten, wenn sie auch nicht aus sogenanntem gutem Hause sei, wenn nur ihre Familienverhältnisse geordnete wären. Und dabei sah er mich so sonderbar, so bittend an; fast schien es mir, als hätte er eine Ahnung, als flehte er um ein gutes, um ein aufklärendes Wort. Und als ich schwieg und zur Erde sah, fragte er mich nach Heimat und Eltern.“

„Du wirst ihm doch unsere Schande verschwiegen haben?“

„Konnt’ ich ihm davon erzählen? Ich schwieg zunächst, als ob ich seine Frage überhört hätte. Dann hub ich an, von unserer Mutter zu plaudern, von ihrer rührenden Liebe, ihrer Seelengüte, ihrem edlen Herzen, ihrer überaus menschenfreundlichen Gesinnung, ihrem unendlich bitteren Leiden. Ach, ihren größten Kummer, der ihr das Herz gebrochen, mußte ich verschweigen! Endlich beschwor ich ihn, unsern Verhältnissen nie, nie nachzufragen. Und er versprach mir’s, schmerzlich bewegt. Seitdem habe ich ihn nie wieder gesehen.“

Wieder blieb’s eine Weile still in der Stube. Der Bruder sah trübsinnig vor sich hin und spielte zerstreut mit einer der schweren Quasten des grünen Tischteppichs. Auch die Stricknadeln der Schwester

ruhten; sie selber schien in Erinnerungen versunken. Endlich sprach sie, mehr zu sich selbst als zu ihm, und wie aus tiefem Träumen heraus:

„Das Leben schien mir so schön, seit ich ihn kenne! Es war im vergangenen Spätsommer. Seltsam. Wir machten die Bekanntschaft auf ganz prosaische Weise. Eine gewöhnliche Regenschirmbekanntschaft! Damals hat er, mich hie und da vom Geschäft nach Hause geleiten zu dürfen. Ich konnte es ihm nicht abschlagen, er hat so ehrliche, offene Augen. Und wie freute ich mich den ganzen Tag, wie willig und leicht tat ich meine geisttötende, langweilige Arbeit, das Kopieren, das Zahlens schreiben, die Geschäftsbriefe, wenn ich wußte, er wird am Abend vor dem Kontor stehen und auf mich warten. Und wie kurzweilig diese Heimwege waren! Er versteht so anziehend zu plaudern! Weißt du, kein schiefes Wort über bestimmte Personen, höchstens etwas Gutes, ein schöner Zug, eine edle Tat. Und wenn er einer Verirrung Erwähnung tun mußte, geschah es immer voll Mitleid und Nachsicht. Aber am liebsten sprach er mir von seinen Kunstgenüssen, von den Büchern, die er gerade las, von den Werken großer Meister, die er sich angesehen hatte, oder von fremden Ländern, ihren Bewohnern und ihren wunderlichen Sitten und Gebräuchen.

Über manches wußte auch ich einigen Bescheid. Ich mußte ihm von England erzählen, wo er nie gewesen ist. So kam es mir zugut, daß mich vor drei Jahren unsere Schande in die Fremde getrieben hat. Und als ich ihm einmal mit Entzücken von den schottischen Hochländern, Seen, Wasserfällen und Waldeinsamkeiten sprach, den prächtigen Städten, den Schlössern, Kirchen, Abteien und Friedhöfen und vom Meer, da meinte er halb scherzhaft, halb im Ernste, da müßten wir einmal zusammen hingehen. Ich verstand ihn wohl, ich war berauscht von Glück. Siehst du, so schwach war ich, so ganz vergaß ich unser Unglück und die unüberbrückbare Kluft, die zwischen ihm und mir liegt —“

Sie konnte nicht weiter reden. Sie streifte den Ring vom Finger und betrachtete ihn wehmütig. Das Licht spiegelte sich in den Steinen. Als ob der Glanz sie blende, barg sie das Kleinod schnell in der Hand. Der Bruder war aufgestanden. Er sah, daß die Schwester mit den Tränen kämpfte. Er reckte sich trotzig und ballte die Fäuste, als gälte es einen Kampf auf Tod und Leben mit dem widrigen Geschick. Dann stieß er hart und kalt hervor:

„Sei nicht verzagt. Es kann noch alles gut werden. Ich bin auch noch da. Ich habe stolze Hoffnungen. Ich kann dir meine Pläne nicht länger geheim halten. Gelingen sie, ist dir geholfen.“ Er kam nicht weiter, sei es, daß ihm ein Zweifel die Kehle zuschnürte, sei es, daß ihn die Scham hinderte, seine Seele zu enthüllen. Die Schwester sah ihn erstaunt, befremdet an.

Nach einer kleinen Weile fuhr er fort:

„Ich habe dir immer verheimlicht, was ich im Schilde führte, wenn ich in die Nächte hinein schrieb, wie sehr du mich auch mit Fragen bestürmtest. Ich will es dir jetzt sagen. Ich schrieb meine erste größere Dichtung, einen Roman; keinen gewöhnlichen, hoff' ich, sondern ein ernstes Kunstwerk. Ich nahm meine ganze Kraft zusammen, das Talent, das mir einsichtige Leute zufolge kleiner Gelegenheitsdichtungen zugestanden, an einem großen Werke zu beweisen. Vor einigen Wochen schloß ich die Reinschrift ab. Ich sandte sie einem Kritiker, der zu den ersten seines Faches in Deutschland zählt, dessen Urteil für mich ausschlaggebend ist; ich schilderte ihm in ein paar Worten meine ganze Lage und bat ihn, mich einem Verleger zu empfehlen, wenn ihn sein ästhetisches Gewissen dies verantworten lasse. Es wird ihm ein Leichtes sein, mir zu helfen. Ich erwarte stündlich seine Antwort. Und schon drängen sich neue Pläne in meiner Seele und suchen das Licht. Ich will ringen und kämpfen und machen aus mir, was ich immer kann. Ich will unsern geschändeten Namen wieder zu Ehren bringen!“

Die Schwester hatte gespannt zugehört. Ein Schimmer von Hoffnung leuchtete in ihren Augen auf. „Erzähle mir von deinem Roman“, bat sie.

„Du erinnerst dich“, begann er, „wie wir letztes Frühjahr zusammen den „Grünen Heinrich“ lasen, du warst ja, gleich mir, im Innersten bewegt und beglückt von dem wundervollen Buch. Damals schon saß ich über meinem Werke. Auch ich schrieb von meiner Jugend und wenn, wie ich dir erzählt habe, Meister Gottfried seine Schwester im Buch seiner Jugend verleugnet hat, ich gönnte dir deinen Platz neben meinem bescheidenen Wesen. Sonst aber ist alles ernster und trauriger: ein in Schuld geratener Vater, eine tief unglückliche Mutter, mannigfache Not und schwere Leiden. Dann lichtere Seiten, unsere Ferien auf dem Lande bei dem wunderlichen alten Vetter, unsere glücklichsten Jugendtage, in die aber auch schon frühes Leid hereindunkelt; der jähe Tod der Mutter, unsere Schicksale unter fremden Menschen, alles, alles hab' ich erzählt. Weißt, nicht wie sich's in Wahrheit begeben hat. Und doch blieb ich immer wahr, schrieb ich immer aus dem Herzen heraus. Sonst aber änderte ich mancherlei und vielgestaltig. Wie hätt' ich's auch über mich gebracht, den Vater seiner Schuld vor der ganzen Welt zu zeihen?“

„Wie elend sind wir doch“, sagte die Schwester traurig, „daß wir unsern eigenen Vater verleugnen müssen! Ich kann es ihm oft in bangen Stunden kaum verzeihen, daß er mir immer wie ein Riesenschatten vor der Sonne steht, als ob er sagen wollte: Dummes Geschöpf, was brauchst du froh und glücklich zu sein, ich kann's auch nicht.“

Im Gang drunten wurden Schritte hörbar. Martin sah nach der Uhr. „Die Abendpost“, sagte er. Die Schwester horchte auf. „Es ist nicht der Schritt des Briefträgers“, sprach sie.

Da pochte es an die Tür und auf ein zweifaches „Herein“ trat ein junger Mann, vornehm gekleidet und von frischem Aussehen in die Stube. Die Beiden waren aufgestanden. Ottilie erblaßte und stützte sich mit zitternden Händen auf die Stuhllehne. Stumme Blicke wurden gewechselt. Das Mädchen, dem der Besuch galt, vergaß in der Erregung ganz, den Freund dem Bruder vorzustellen. Da bot dieser Martin die Hand und nannte seinen Namen. „Ihr Bruder?“ wandte er sich hierauf fragend an Ottilie. Sie nickte.

Man setzte sich an den Tisch. In verlegenem Gespräch, wie es die Folge solcher plötzlicher Bekanntschaften zu sein pflegt, wurde vom Wetter und der außerordentlichen Winterkälte gesprochen. So kamen sie auf die Not der Armen.

„Armut ist ein Fluch“, sagte Martin bitter, „und ein Rainszeichen dazu, das die heutige Gesellschaft dem Mittellosen aufdrückt und ihn so zum Ehrlosen stempelt.“

Der Gast schüttelte ernst den Kopf. „Sie gehen darin zu weit. Armut stempelt niemals einen Menschen zum Ehrlosen. Das tut nur die Schande. Eine Familie, die arm ist, muß man dennoch achten, wenn sonst kein Makel an ihr haftet.“

„Und wenn nun ein Makel an ihr haftet?“ fragte Martin.

„Das ist etwas anderes. Das ist allerdings wie ein aufgedrücktes Rainszeichen.“

Martin sah zur Schwester hinüber, die ihren Schmerz nicht länger bemeistern konnte. Mit einem Male stürzten ihr die Tränen aus den Augen.

Berwirrt stand der Gast auf. „Es tut mir sehr leid, wenn ich Sie durch harte Worte verletzt habe“, sagte er. „Es war gewiß nicht meine Absicht. Ihretwillen bin ich ja hergekommen, trotz Ihrem Verbot, trotz meinem Versprechen, es nicht zu tun. Ich kann Ihnen nicht länger verschweigen, daß ich ihnen gut bin. Sie müssen es übrigens schon lange gefühlt haben. Geben Sie mir nur einen gütigen Blick, nur ein freundliches Wort, daß ich weiß, daß Sie mir nicht zürnen!“

Aber die Weinende schien keines seiner Worte zu hören. Der Gast starrte rat- und hilflos vor sich hin. Endlich unterbrach Martin das qualvolle Schweigen, indem er gefühllos, hart sagte: „Wir selber tragen ein solches Rainszeichen an der Stirne. Wir sind gebrandmarkt durch die Schande unseres Vaters.“

„Unmöglich!“

„Es ist so, wie ich sage“, erwiderte der Bruder. „Unser Vater ist jener treulose Bankbeamte, der viele tüchtige und ehrbare kleine Leute um ihre Ersparnisse, ihren Notpfennig gebracht hat, um das Geld in einem wüsten Leben zu vertun. Leider sind seine Veruntreuungen nicht seine schlimmsten Vergehen. Ich kann nicht weiter erzählen. Gott sei's geklagt, daß ich Ihnen so von meinem Vater reden mußte. Wir haben ihn nie geliebt. Wir sahen zu früh die Tränen der besten Mutter, die er oft geschlagen hat mit roher Hand.“

Der junge Mann ergriff die Hand Ottiliens und sagte schmerzlich: „Ärmste!“

„Gehen Sie, gehen Sie!“ bat das Mädchen. Und als er aufstand und die Türe in die Hand nahm, sagte sie so herzlich sie immer konnte: „Danke, Dank für alles! Ich werde Sie nie vergessen!“ —

Und dann ging er.

Wenige Augenblicke später kam der Briefträger und brachte ein großes, gelbes Kuvert. Martin öffnete es hastig. Sein Manuskript lag darin und der ersehnte Begleitbrief. „Les laut“, bat ihn die Schwester. Da las er stehend den Brief:

„Ich rate Ihnen dringlich, mit der Drucklegung Ihres Manuskriptes noch zu warten. Talent kann Ihnen auf keinen Fall abgesprochen werden; doch sind Sie noch zu sehr von Ihrem großen Vorbilde abhängig, können noch nicht Ihre Eigenart ausgeben, Ihre Sprache reden. Bedenken Sie, alle Nachahmung ist wertlos; nur das Eigenständige hat Anrecht auf Beachtung und mehr als Zeitwert. Auch mangelt Ihnen noch in hohem Grade Konzentrationsgabe, Abrundungsbedürfnis, künstlerische Selbstzucht. Sie können noch nicht ganz verzichten, ein schönes Einzelbild nicht preisgeben, auch wenn es nicht organisch dem Ganzen sich einfügt. Ich kann nicht auf Einzelheiten eingehen. Verschiedene Bemerkungen erlaubte ich mir mit dem Stift an den betreffenden Stellen anzubringen. Nehmen Sie mir meine Offenheit nicht übel, ich hätte Ihnen überhaupt nicht geschrieben, wenn ich nicht durch all das Konventionelle und Jugendlich-Überschwengliche die Goldadern des echten Talentcs hätte durchschimmern sehen etc.“

Wieder war es still in der Stube. Draußen war die Nacht längst hereingebrochen. Gedämpfter drang der Lärm der Gasse herauf, das Knarren der Räder, das Geflingel der Schlitten, die Schritte der Eilenden. Der Mond mußte hoch am Himmel stehen, sein Schein drang nicht mehr in das Zimmer; nur eine unbestimmte Helle verriet, daß er noch leuchtete.

Am Tische saß Ottilie und schrieb einen Brief. Das hastige Gehen der Feder über das Papier war das einzige Geräusch im Zimmer.

Martin saß wie zuvor am Ofen und wühlte mit der Eisenkrücke in den Gluten. Da sah er, wie die Schwester den Brief in den Umschlag tat und zugleich den Ring hineingleiten ließ, ehe sie ihn versiegelte.

„Was beginnst du?“ fragte er.

„Was ich tun muß!“ gab sie zur Antwort.

„Ottilie“, sagte er tröstend, „sei nicht so mutlos und traurig! Noch kann alles gut werden. Ich sehe wohl ein, wie weit der Mann Recht hat. Ich fange noch einmal von vorn an. Und dann frag' ich überhaupt niemand mehr um seine Meinung. Diesmal muß es gelingen!“ Und er nahm das auf dem Tisch liegende Manuskript und warf es ins Feuer, daß es eine helle Lohe gab. Die Glut beleuchtete ein stolzes, männliches Gesicht, aus dem die kraftbewußte Zuversicht strahlte, die den Sieg verheißt.

Ottilie sagte wehmütig: „Für mich wird es zu spät sein. Ich bin nur ein Mädchen.“

Albert Fischli.



Ein ungehaltener Vortrag von der Philologentagung.

Dem Manuskript, das wir hier zum Abdruck bringen, muß irgend ein Malheur passiert sein. Man fand es, übel zugerichtet, in einem Winkel eines der Sitzungssäle; nur einem glücklichen Zufall ist es zu danken, daß die bemerkenswerte Arbeit nicht mit andern losen Fetzen in den Kehrriechtasten gekommen ist.

Indem wir das offenbar zu einem Vortrag vor den versammelten Philologen bestimmte Dokument veröffentlichen, möchten wir nicht etwa eine Indiskretion begehen; es ist uns einzig darum zu tun, das wichtige Schriftstück der Nachwelt zu erhalten. Der geneigte Leser urteile selber, ob eine Arbeit von solcher Originalität, solch tiefem Eindringen in die Materie, solch zwingender Logik, dies nicht verdient. Der Name des Verfassers ist leider so undeutlich geschrieben, daß wir ihn nicht zu ent-